

Schreiben und lesen

Ich konnte nicht schreiben. Alle anderen konnten es, nur ich nicht. Besonders gut konnte es die andere Doris, die neben mir saß. Sie hatte schneeweiße Haut, weiße Finger und unfassbar saubere Fingernägel. Alles an ihr war so sauber, dass ich mich immer dreckig fühlte neben ihr. Sie schrieb in wunderbarer Schönschrift in vorbildlich aufrechter Haltung in ein blütenweißes Heft. Ich dagegen war so tief über mein Heft gebeugt, dass meine Nasenspitze fast das Papier berührte und meine Patschpfoten es im Nu grau werden ließen. Ich konnte den Stift nicht locker halten, hielt ihn wie einen Dolch, stach und kratzte über das Papier, verschrieb mich bei jedem Buchstaben. Schrieb mit links, aber sollte es mit rechts versuchen. Es war nur ein Vorschlag, aber einer, den man anscheinend nicht ablehnen konnte. Links war nicht das schöne Händchen. Gib das schöne Händchen, sagten manche Mütter. Meine Mutter niemals. Meine saß geduldig neben mir und führte mir die Hand, die vor Anstrengung zitterte. Wenn ich mich verschrieb, kratzte sie mit einem Messer den Fehler sorgsam vom Papier und bügelte es dann. Trotzdem konnte man gegen das Licht die rauhe Stelle entdecken, die Tinte verlief dort faserig, jeder konnte sehen, dass ich mich verschrieben hatte. Besonders die saubere Doris. Sie sagte nie etwas, lächelte nur sanft. Ich heulte wütende Tränen, die die Tinte noch mehr verlaufen ließen. Ich wollte nie, nie schreiben lernen. Ein Heft mit Schreibfehlern hatte etwas Unerträgliches. Versaut für immer. Nicht wiedergutzumachen. Manche Buchstaben nahmen kein Ende, so oft sollte man nach oben und nach unten malen, über die Linie, auf der Linie, unter die Linie, aber nicht zu weit nach unten, nicht zu weit nach oben. Jeder Buchstabe eine zickige Person mit besonderen Ansprüchen. Vor Anstrengung keuchte ich und biss mir fast die Zunge ab. Es wollte mir einfach nicht gelingen, dieses Schreiben. Erst als ich begriff, dass Schreiben und Lesen zusammengehören, fiel der Groschen. Von einem Tag auf den anderen standen wie von Zauberhand überall an den Hauswänden Wörter, die ich verstand. Ich konnte plötzlich lesen! Und die Welt bekam einen ganz anderen Sinn. Oder den Sinn, den sie immer gehabt hatte und der mir zuvor verborgen geblieben war. Rückblickend kam ich mir sehr dumm und unwissend vor. Zum ersten Mal las ich eine Schlagzeile in der Zeitung, die jeden Morgen vor der Haustür lag, und rannte damit zu den Eltern ins Schlafzimmer, was die Eltern eigentlich nicht mochten, aber sie mussten wissen, was dort stand, denn ich begriff, dass die Welt erschrocken innehielt. Stockend las ich ihnen vor: Präsident Kennedy erschossen.

Als ich lesen konnte, fiel mir auch das Schreiben mit einem Mal leicht. Ich durfte in der Klasse vorlesen und die saubere Doris nicht. Ich las dicke Märchenbücher, verirrte mich im Wald, pflückte mit bloßen Händen Brennnesseln, zählte Erbsen, sprach mit meinen Brüdern, die in Schwäne verwandelt waren, fror bitterlich in einem Hemdchen

im kalten Schnee und schluchzte über mein schlimmes Schicksal. Dieses Schluchzen fühlte sich wunderbar an. Es war eine Art Stellvertreterschluhen, das mich zwar durchschüttelte, aber nicht meiner eigenen Verzweiflung entsprang. Die Protagonisten der Märchen nahmen mir die wirkliche Verzweiflung ab, das war herrlich. Das Lesen wurde meine Droge. Ich las jeden Tag. Bis heute lese ich jeden Tag. Und fast jeden zweiten Tag rannte ich in die Bücherei.

Im Wohnzimmer saßen die Eltern jeden Abend und lasen. Wenn ich nicht schlafen konnte und im Nachthemd zu ihnen ging, waren sie ganz still und in ihre Bücher vertieft. Nur widerstrebend tauchten sie daraus auf, um kurz aufzublicken und zu fragen: Na, kannst du nicht schlafen? Sie aßen Schokolade, während sie lasen, was das Lesen noch wunderbarer machte. Ihr riesiges Bücherregal erstaunte meine Mitschüler. So viele Bücher! Und jedes Buch, das dort stand, durfte ich lesen, denn meine Eltern vertrauten darauf, dass ich das, was nicht altersgerecht war, sowieso nicht verstehen würde.

In der dritten Klasse wurde ich für den Vorlesewettbewerb ausgewählt. Ich entschied mich für ein Bilderbuch mit dem Titel *Ladislaus und Annabella* und übte wie verrückt. Eine traurige Geschichte: Der Teddybär Ladislaus und die Puppe Annabella müssen am Weihnachtsabend ganz allein im Warenhaus zurückbleiben, weil sie der Weihnachtsmann anscheinend vergessen hat.

Ich gehe die kleine Holzterpe hinauf auf die Bühne. Klettere auf den Stuhl, der mir besonders hoch vorkommt. Meine Hände sind schweißnass. Vorsichtig lege ich sie rechts und links neben das Buch. Mein Herz klopft lauter als meine Stimme. Das Publikum schwimmt zu einem dunklen Meer. Ich fange an zu lesen. Meine Stimme ist zu leise, ich drehe sie lauter wie an dem braunen Knopf unseres Radios. Wenn ich die richtigen Pausen mache, mit richtiger Betonung manche Sätze leiser, andere lauter lese, den Rhythmus des Mitfühlens finde, spüre ich die Reaktionen des Publikums körperlich. Bald weiß ich nicht mehr, wer da liest, gebannt höre ich zu, wie am Ende der Weihnachtsmann doch noch kommt, Ladislaus und Annabella einsammelt und an ein sehnsüchtig wartendes Kind verschenkt. Zum Weinen schön. Ich bekomme den ersten Preis, und selig weiß ich: Ich bin eine Rampensau.

Erinnere dich an ein Kinderbuch. An die Bilder und daran, was sie ausgelöst haben. Wo hast du das Buch gelesen? Mit wem? Wo hast du gesessen? Wie sah der Stuhl aus, der Fußboden, das Bett? Schreib zehn Minuten über ein Möbelstück, an das du dich erinnerst. Der Trick ist wirklich, nicht nachzudenken, sondern einfach weiterzuschreiben.

Der Boden unter meinen Füßen

Tief in der Nacht wache ich auf. Mein Nachthemd ist weich und kuschelig, weiß-blau gemustert. Ich tapse über den Flur, meine Schuhe klackern über das Parkett. Ich trage Korrekturschuhe in der Nacht, kleine Holzsohlen mit Holzstegen zwischen den Zehen, um meine Zehenstellung zu korrigieren. Ich schäme mich für diese Schuhe, ich hasse sie, ich heule und will sie nicht tragen. Alles, wirklich alles versuchen meine Eltern, um uns schöner zu machen. Ich bekomme weiße Handschuhe angezogen mit einem langen Plastiknippel an jedem Finger, an dem ich in Zukunft kauen soll, statt am Daumen zu lutschen und meine Zähne für immer zu ruinieren. Meinen Schwestern werden die abstehenden Ohren mit Pflaster am Kopf festgeklebt, damit sie später nicht wegen ihrer Segelohren gehänselt werden. Mein Vater kann zu unserem Vergnügen mit seinen Ohren wackeln, sie stehen so weit ab, dass die Sonne hindurchscheint und sie orange färbt. Ich gehe über das Parkett, die Schuhe sind rutschig, ich habe Angst hinzufallen. Dort drüben schlafen meine Eltern. Ich mag es nicht, wenn sie schlafen, es ist unheimlich. Sie sind nicht mehr da, wenn sie schlafen, aber wo sind sie dann? Ich schiebe meiner Mutter die Augenlider nach oben. Wo bist du gerade? Ich höre meinen Vater schnarchen, er muss schnarchen, um die Familie vor wilden Tieren zu beschützen, sagt er gern. Sein Kinn kratzt, wenn er uns küsst. Sein Bart ist schwarz, er rasiert sich mehrmals am Tag. Er gibt uns Schmetterlingsküsse abends vor dem Einschlafen. Mit seinen Wimpern berührt er unsere Wangen. Ich kann gar nicht genug von diesen Küssen bekommen. Der Boden unseres Kinderzimmers ist grün wie Gras. Ich sitze darauf wie auf einer Wiese. Ich stehe nachts im Flur, und keiner schaut mir zu. Es ist ein seltsames Gefühl, wenn keiner schaut, denn sonst schaut immer jemand, weil wir eine große Familie sind. Es ist mir nicht ganz klar, wer ich bin, wenn keiner schaut. Es macht mich unruhig. Ich begegne diesem Gefühl viele Jahre später in Japan wieder, verpackt in einen Zen-Koan: Wer bist du, wenn dir keiner zuschaut? Und auch die Schuhe finde ich dort wieder, japanische Holz-Getas, sie machen ein ganz ähnliches Geräusch.

Ich schäme mich mit meinen komischen Korrekturschuhen. Niemand sonst auf der ganzen Welt trägt solche Schuhe, da bin ich mir sicher. Ich bin jemand anders als bei Tag. Es ist unheimlich und aufregend, ganz allein im Flur in der Nacht, ich könnte einfach davongehen, über den Flur zur Wohnungstür und hinaus. Rechts liegt die Küche, dort wird eine Schwester im wilden Spiel auf einen Heizungshahn stürzen und so bluten, dass sich der Linoleumboden rot färbt.

Wir sind älter, ich schlafe oben im Stockbett, meine Geschwister neben und unter mir. Sie stemmen ihre Füße gegen die Matratze und heben mich ein paar Zentimeter hoch, ich lasse meine Hand nach unten baumeln, und manchmal ergreifen sie sie. Die Schwestern lutschen am Daumen und an der Bettdecke, mit der Zeit wurden alle

Verschönerungsversuche eingestellt. Ich habe für immer krumme Zehen. Der Flur ist nicht lang, die Wohnung nicht groß. Tagsüber werden die Betten meiner Eltern zusammengeklappt und silbriggrüne Vorhänge vorgezogen. Hinter den Vorhängen verstecken wir uns, die Bettfedern im Rücken wie große Tiere. Abends, wenn die Betten aufgeklappt werden, keuchen und quietschen die Bettfedern, man sieht ihnen nicht an, wer sie tagsüber waren. Mein Vater ist ein anderer im Pyjama, alles ist anders nachts. Im Bücherregal wohnt ein orangefarbener Dinosaurier, er lebt in dem Buch *Mein erstes Wissen*, links auf der Seite, er reißt sein riesiges Maul auf. Ich fürchte mich vor ihm und verstecke das Buch, aber ich kann nicht vergessen, wo ich es versteckt habe, also weiß ich auch, wo der Dinosaurier ist. Es gibt keinen Ausweg aus diesem Dilemma, außer zu schlafen, ganz schnell zu schlafen, aber manchmal zucken meine Beine vor Aufregung und wollen weiterlaufen, weiterrennen, weiterspringen, sie wollen sich nicht zur Ruhe legen. Ich klettere aus dem Bett und stehe allein im dunklen Flur wie das Sterntaler-Mädchen im düsteren Wald, dieses Alleinsein ist erschreckend, aber auch ein bisschen wunderbar, ich könnte, ich könnte etwas erleben, von dem ich bisher gar keine Ahnung hatte, und da kommt plötzlich mein Vater, er nimmt meine Hand und führt mich zurück ins Bett, zurück ins Zimmer zu meinen Schwestern wie in einen leicht stinkenden, gemütlichen Fuchsbau, und alles ist gut – und ein ganz klein bisschen langweilig.

Geh durch die Wohnung deiner Kindheit. Schau auf deine Kinderfüße, als würdest du durch eine Kamera blicken. Folge deinen Füßen. Tapptapptapp. Sind sie nackt? Haben sie Schuhe an? Sandalen? Hausschuhe? Gummistiefel? Beschreib den Boden unter deinen Füßen. Geh in die verschiedenen Zimmer, in unterschiedlichen Zeiten, geh weiter, lass dich nicht unterbrechen, geh einfach weiter und schreib es auf. Kümmere dich nicht um Logik und auch nicht um die Wahrheit. Wer weiß schon, ob die Erinnerungen wirklich stimmen? Wir erinnern uns nur an das, woran wir uns schon einmal erinnert haben. Und jedes Mal, wenn wir uns erinnern, verändern wir die Erinnerung, überschreiben sie. Die sinnlichen Eindrücke stimmen, aber die Zusammenhänge? Mit wie viel Jahren habe ich im Hochbett geschlafen? Wie alt war ich, als ich die orthopädischen Schuhe bekam? Ich weiß es nicht mehr, aber das spielt hier keine Rolle: Ich habe durch das Schreiben die Holzschuhe wiederentdeckt, das frühe Gefühl der Scham – und die unbändige Sehnsucht nach Abenteuer.

Mittagessen

Hungrig wie junge Wölfe kommen wir aus der Schule. Das Essen steht schon auf dem Tisch, aber wir können nicht essen, denn der Vater ist noch nicht da. Hinter dem Rücken der Mutter schleichen wir um den Esstisch, stibitzen mit den Fingern ein wenig Gurkensalat, ein paar knusprige Nudeln vom Nudelauflauf. Endlos zieht sich das Warten in die Länge. Jetzt ist es schon fast halb zwei, und er ist immer noch nicht da. Der Auflauf wird zurück in den Ofen geschoben. Der Gurkensalat ist bereits deutlich geschrumpft. Wir stöhnen und jammern, endlich kommt der Vater, und wir dürfen uns setzen. Immer in derselben Sitzordnung. Wir essen blitzschnell, in Sorge, weniger als die Geschwister zu bekommen. Wir kippeln auf den Stühlen, fast waagrecht kann ich den Stuhl in der Luft halten. Nicht kankeln, heißt das. Nicht kankeln, nicht streiten, Ellenbogen vom Tisch. Manchmal nimmt mein Vater wortlos meinen Ellenbogen und haut ihn auf den Tisch. Er schweigt, er ist der große Schweiger. Ich weiß nicht, was er denkt. Was denkt er über mich? Nichts Gutes, vermute ich und fühle mich kritisiert, erst sehr viel später verstehe ich, dass er hundemüde ist. Er steht nachts auf, um Kinder zur Welt zu bringen. Manchmal höre ich ihn, wenn er nachts aus der Wohnung geht. Das hat etwas Beruhigendes. Er holt ein neues Baby auf die Welt. Der Rhythmus des Essens ist unverrückbar. Die Familie frühstückt zusammen, isst mittags und abends zusammen. Immer. Meine Mutter beschützt den Rhythmus. Er gibt allen Halt. Beim Essen darf keiner fehlen. Für die Kinder gibt es zum Frühstück Karokaffee und Brötchen mit Marmelade. Ich esse das Brötchen trocken. Stecke mir eines in den Ranzen und picke den ganzen Unterricht über die Krümel auf. Meine Bücher und Hefte riechen nach frischem Brötchen.

Meine Mutter kocht jeden Tag. Heißgeliebte Gerichte wie grüner Kopfsalat mit Zucker, überbackener Fischauflauf mit Kartoffelbrei, Reisauflauf mit sauren Kirschen, Apfelreis mit kleinen Bratwürstchen, die Saucisschen heißen, süße Erbsensuppe mit Grießklößchen und rohem Schinken, Nudelauflauf mit Schinken. Die Auflaufform wird ausgekratzt und -geschleckt, bis keine einzige Nudel mehr vorhanden ist. Wir sollen nicht an den Kühlschrank gehen, aber jedes Kind öffnet ihn heimlich. Wenn die Eltern im Wohnzimmer sind, schleichen wir uns nacheinander in die Küche, öffnen ganz leise den Kühlschrank. Plopp. Schnell ein Stück Wurst in den Mund geschoben, ein paar Scheiben Aufschnitt. Corned Beef und Mortadella mit Pistazien, auf Wunsch meiner Mutter besonders dünn geschnitten. Wir stehen in der Metzgerei und hauchen auf die Glasscheibe, malen Muster hinein, bekommen Wurstscheiben geschenkt, wir lieben Wurst. Der Aufschnitt verschwindet aus dem Kühlschrank, und niemand ist es gewesen. Jedes Kind schwört unter Tränen: Ich nicht, nein, ich war es nicht. Aber eine von euch muss es doch gewesen sein! Ihr sollt nur die Wahrheit sagen. Hilflos stehen meine